

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 334.

Dienstag, 15. Dezember

1931.

EIN
MÄDCHEN



EIN
AUTO

EIN
HUND



Copyright 1931 by Knorr u. Hirth,
G. m. b. H., München.

ROMAN VON OLE STEFANI.

(30. Fortsetzung.)

„Mouscerons!“ sagte der und hielt dem Direktor eine schmutzige große Hand hin.

„Was, bitte?“ Onkel Martin guckte verdutzt in die Hand.

„Mouscerons! Pilze! ... Ich suche Pilze. Man soll sie nach Mitternacht pflücken — wußten Sie das nicht? Dann sind sie köstlich! Meine Köchin tut sie in die Sauce und das Aroma ist unübertrefflich. Ich habe es erst hier in der Normandie richtig schätzen gelernt. Aber man muß sie nachts pflücken — sonst sind sie nicht so würzig!“

„Aha —“ stammelte Onkel Martin.

Trotzdem die Situation zweideutig war, mußte Janet ihre freie Hand vor den Mund pressen, um nicht laut herauszulachen. Sie blieb halb erstarrt und mit angespanntem Gesicht liegen, bis die beiden sich getrennt hatten. Onkel Martin ging kopfschüttelnd und seine Pfeife weiter rauchend um das Haus herum, schlürfte durch den Gang und sie hörte, wie er die Tür zu seinem Zimmer schloß.

Lytton Braycott kroch weiter durch das Gebüsch und suchte am Boden. Bald darauf kam einer der Gendarmen und sie sprachen halblaut miteinander. Der junge Amerikaner sah wie vor an der Erde kauern und der Mann vor ihm stehend und eine Zigarette rauchend.

Dann klopfte es leise hinter Janet im Zimmer. Sie sprang schnell zurück. „Wer ist da?“

„Ich ... Violet —“ sagte es klagend. Und unten an der Tür gab es ein freudiges Scharren und Schnaufen. „Ich bringe dir Tarla, er gibt ja keine Ruhe, ich habe nicht ein Auge schließen können!“

Tarla nahm begeistert auf seiner alten Ruhestätte Platz und Janet tröstete Violet, so gut sie konnte. Dann legte sie sich wieder zu Bett.

Und wenn sie, ehe sie einschlief, amüsiert vor sich hinlachte — was sie ein paarmal tat — dann klopfte es sanft und schnell in der Zimmerecke: die unabänderliche Reaktion, mit der Tarla immer sein Einverständnis ausdrückte, wenn er seine Herrin bei froher Laune wußte.

Vor dem Parktor standen zwei Gendarmen, rauchten Zigaretten und guckten in den Mond.

Der eine spuckte aus und sagte: „Verrückt!“

„Wer?“

„Der Amerikaner.“

„Alle Amerikaner sind verrückt, Baptiste.“

„Aha. Aber nicht alle suchen nachts Pilze und stellen sonderbare Fragen.“

„Wer hat dir sonderbare Fragen gestellt?“

Der Gendarm zeigte mit der Zigarette hinter sich in den Park. „Der lange Junge da. Weißt du, was er von mir wissen wollte?“

„Na?“

„Er wollte wissen, ob es mich aufregen würde, wenn es bei Tag durch ein Fenster schießt. Ich sagte, ich würde es nicht ganz in Ordnung finden. Und dann fragte er weiter, ob ich es denn mehr in Ordnung finden würde, wenn ein Mann nachts im Park spazieren geht.“

„Eine dumme Frage!“

„Nicht wahr? Was sollte ich sagen? — Ich sagte, es läme darauf an. Und da roch er an den Pilzen, die er aufgesammelt hatte, und murmelte vor sich hin. Ich konnte wahrhaftig nicht alles verstehen. Aber er hielt es für französisch.“

Sie lachten.

„Ich verstand bloß, wie er meinte: manchmal sei es gerade umgekehrt, als es den Anschein hätte — und manchmal seien die harmlosesten Situationen die bedenklichsten!“ Er spuckte in weitem Bogen aus und sagte tiefsinnig: „Wetten, daß er verrückt ist?“

Und der andere wiederholte: „Alle Amerikaner sind verrückt!“

38.

Der nächste Morgen brachte einen Telegraphenboten, er klingelte laut, als er von seinem Rad abstieg, und Janet sprang vom Frühstückstisch auf und rannte hinaus.

„Für Sie“, rief der Mann lächelnd und hielt ihr ein Formular hin.

Noch vor ihm stehend, riß sie es auf. Cranbourne und Anderson kamen ihr eiligst nach.

Und dann stand sie betroffen da und reichte das Telegramm wortlos ihrem Vormund.

Die beiden Herren lasen:

„erfahre eben daß mac norton verhaftet stop plaze vor neugierde stop bitte gib sofort nachricht deine late.“

„Verhaftet!“ stammelte Onkel Martin. „Mac Norton verhaftet! In Teufels Namen —“, die Andern auf seiner Stirn begannen zu schwellen. „... dieser Hund! Haben Sie doch recht gehabt, Major!“

Cranbourne zuckte lächelnd die Achseln. Seine Augen blickten kühl.

„Entschuldigen Sie, mein Herr“, sagte es hinter ihnen.

Sie wandten sich um und da stand der junge Telegraphenbote noch und drehte unschlüssig ein Papier zwischen seinen Fingern. „Hier ist noch ein Telegramm für das Schloß! — Wohnt denn dieser Herr auch hier? — Ich kenne den Namen nicht.“ gestand er verlegen lächelnd und reichte das Blatt dem Direktor hin.

Und in diesem Augenblick spielte sich eine merkwürdige Szene ab. Janet sah Lytton Brancott im Tor des Schlosses stehen. Er warf einen Blick auf die Gruppe um den Postboten. In der nächsten Sekunde war er bei ihnen und riß dem Direktor mit einem jähen Ruck das verschlossene Telegramm aus der Hand. „Stimmt schon — für mich!“ sagte er kurz und schritt ins Haus zurück. Aber ehe er eintrat, sah er noch einmal über die Schulter zurück.

Janets Blicke gingen zwischen Lytton Brancott und Martin Anderson hin und her.

Das Gesicht des Direktors hatte sich verjährt. Er starrte den Amerikaner wortlos an. Und über dessen Züge huschte ein halb verlegenes, halb spöttisches Lächeln. Dann verschwand er.

Cranbourne fragte erstaunt: „Was bedeutet das?“

„An wen war das Telegramm denn adressiert?“ erkundigte sich Janet mit einem erschrockenen Blick in das verstörte Gesicht Onkel Martins.

Das sammelte sich zu einem grimmigen Lächeln: „Ach so“, sagte er durch die Zähne, „so also hängt das zusammen. Nun wird mir vieles klar.“ Sein Blick fiel auf die beiden, die ihn fragend ansahen. Er machte eine abwehrende Geste. „Später —“, sagte er finster. „Ich werde es Euch erklären. Jetzt muß ich nachdenken!“ Er ging mit festen Schritten in sein Zimmer.

„Was bedeutet das?“ wiederholte der Major. Er nahm Janet, die hilflos neben ihm stand, bei der Hand.

„Nicht —“, sagte sie, von einem unangenehmen Gefühl übermannt. „Komm, Tarka!“

Sie schritt langsam zum Strand hinunter um das Haus herum. Am Himmel über dem Meere troh eine flache Wolke, seitlich wie ein Taschentuch. Unterhalb des Felsenwalles, auf dem das Haus stand, blieb Tarka stehen und blickte plötzlich aufmerksam in die Höhe nach dem Giegenderante, das die Hinterwand bedeckte. Er zog ein paarmal die Luft durch die Nase ein und gab den hellen hohen Jagdlaut von sich.

Auch Janet war stehen geblieben. „Was ist?“ Sie sah unwillkürlich an der Mauer hinauf. Und da gewahrte sie, fast verborgen unter dem Blättervorhang, daß die kleine Türe, die sie vorgestern entdeckt hatte, nicht ganz geschlossen war. Ein kleiner Spalt klaffte.

„Du bleibst hier, Tarka!“ sagte sie in einem festen Ton, den Tarka kannte. Er wußte, daß er nicht protestieren durfte. Er heulte leise und aufgeregt, als sie den schmalen Pfad zu der Felsenkante hinaufstieg und zu der Türe kam. Sie stieß sie vorsichtig auf. Der schmale Treppenschacht lag verlassen da. Sie betrat die Treppe, bei jedem Schritt ängstlich bestrebt, das Anarren zu vermeiden. Ganz deutlich vernahm sie aus der Diele, wie Tante Betsy und Violet miteinander sprachen.

Und dann war sie an der staubigen Luke vorbeigestiegen und stand oben vor der Tür zur Kumpellkammer. Janet neigte den Kopf, sie hörte eine Stimme, eine tiefe nasale Stimme, die sie kannte. Und dann hörte sie eine andere.

Und es war ihr, als ob sie gerade das erwartet hätte — schon damals, als sie das erstemal hier oben stand.

„Nur den Revolver müßte ich haben!“ dachte sie flüchtig — sonst war sie eiskalt.

Sie hörte die Stimme der Frau, die sie zuerst vor dem Wirtshaus auf der Landstraße, später in Garlands Green und zuletzt auf dem Postbüro in Dieppe gehört hatte.

Die Frau sagte: „Also heute noch. Ich bin so glücklich, Jack!“

Und der Mann sagte: „Ich gar nicht. Anderson las meinen Namen auf dem Telegramm. Wir sind durchschaut, Martha. Es ist Zeit, daß etwas geschieht!“

Mehr hörte Janet nicht. Das Blut sauste ihr in den Ohren. Ihre Knie wurden schwach und sie mußte sich hinsetzen, da wo sie gerade stand. Sie hielt die Hände auf ihr klopfendes Herz gepreßt.

Wie schon einmal — wünschte sie sich, es wäre alles ein Traum und sie erwachte in der Coventry Street und nichts von allem, was inzwischen geschehen war, sollte wahr sein und Lytton Brancott oder wie immer er hieß —

Und das war das Entsetzlichste. Lytton Brancott. Sie sagte fortwährend vor sich hin: „Nicht gerade Lytton Brancott!“

Ein schrecklicher Schmerz drohte sie zu zerreißen. In einer unbarmherzigen Klarheit sah sie plötzlich Janet Gregory vor sich, wie sie sie nie gesehen hatte. Sie tastete mit der Hand nach dem Geländer.

Tarka bläste unten im Geröll vor Freude, als er sie wiederkommen sah. Sie achtete nicht auf ihn. Sie stand an der Tür, den Abhang unmittelbar zu ihren Füßen und davor das weite Meer, und rührte sich nicht. Nur ihre Lippen bewegten sich und über ihrem Gesicht lag ein fremder Ausdruck.

Sie sagte: „Ich liebe diesen Mann.“

Also so ist das: ich bin Janet Gregory, ich habe eine Gymnastikschule in der Coventry Street, London W 1. Ich bin 19 Jahre alt geworden und habe mich nie um Männer gekümmert. Und nun habe ich mich in einen ziemlich gewöhnlichen Verbrecher verliebt. So.“

Sie wurde ganz ruhig und gefühllos. Ihre Lippen spitzten sich und ließen einen leisen Pfiff hören. Sie schritt mit unbeschreiblicher Sicherheit die Felsenkante entlang und auf ihr Zimmer.

Sie ging zum Nachttisch, nahm den Revolver heraus, betrachtete ihn eine Sekunde und steckte ihn zu sich.

Sie ging durch die Diele in den hinteren Gang und klopfte an Direktor Andersons Tür.

„Onkel Martin — ich muß dich sprechen. Ich habe dir etwas Dringendes zu sagen!“

„Jetzt?“

„Ja — jetzt! Die Sache duldet keinen Aufschub.“ Sie war selbst erstaunt, wie eifrig ihre Stimme klang.

Der Schlüssel drehte sich im Schloß und Martin Anderson stand vor ihr. Er war sehr blaß und sah sie mit einem durchdringenden Blick an. „Was hast du, Kind?“ fragte er wie zerstreut.

Und dann ließ ein Ruf von der Terrasse sie aufhören. Es war Cranbourne, der schrie: „Direktor Anderson! Janet! — Kommt schnell her!“

Der Ton war so dringend, daß sie ihm Folge leisteten. Cranbourne saß auf der Brüstung der Terrasse, Tante Betsy stand bei ihm und alle beide starrten in den Park hinaus, nach der Richtung, in die Cranbournes Arm wies.

„Es kommt jemand!“ rief Cranbourne den beiden zu, die aus dem Haus getreten waren. „Sehen Sie mal dorthin!“

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Von Karl Fritz Illmer.

Wer hoffnungslos sein Werk beginnt,
Der wird es nie vollenden.
Nur denen, die voll Glauben sind,
Ruht Segen auf den Händen.

*

O frag nicht, was die Zukunft bringt,
Beklage nicht, was einst gewesen!
Wer schwach und zag in sich versinkt,
Wird nimmermehr genesen.

*

Schlug dich das Leben auch mit Schmerz
Und fühlst du dich betrogen.
Es schwimmt dir einmal doch das Herz
Auf glückgeschwellten Wogen.

Pepe, der hilfreiche Nachtwächter.

Von E. Grupe-Pörcher (Sevilla).

In unserer Zeit, da in andern Ländern die hiedere Junst der Nachtwächter in den Städten und Städtchen an die „Wach- und Schließgesellschaft“ übergegangen ist, bekleden in Spanien noch heute die Nachtwächter, die Serenos, ein besonders verantwortungsvolles und bedeutungsvolles Amt. Nicht nur gilt es, ihr Strassenviertel vor Feuer- und Diebesgefahr zu bewachen, sondern auch den vielen Nachtschwärmern bei ihrer Heimkehr die Haustür zur heimathlichen Klausel aufzusperren und wieder zuzuschließen! Denn in Sevilla z. B. führt kein Mensch einen Hausschlüssel bei sich. Auch ist der jeweilige Nachtwächter immer in die Liebesdinge seines Viertels höchst eingeweiht.

Man konnte sich zu all diesen Pflichten keinen würdigeren, diskreteren Nachtwächter denken, als den — „Pepe“, wie er in seinem, seit vielen Jahren ihm anvertrauten Stadtteil Santa Cruz (Heiligtum), hieß! Die Stimmen schon von zwei, drei Generationen hatten ihn des Nachts aus allen Ecken und Winkeln der Straßen herbeigerufen, wenn sie, der spanische Sitte gemäß, spät aus ihren Klubs und Kaffeehäusern heimkehrten, damit „der Pepe“ ihnen mit ihrem Hausschlüssel an seinem riesigen Schlüsselbunde das reizende, reichverschmückte schmiedeeiserne Gittertor öffne, das den Weg von der Straße in den immer reizend mit Fontäne und Blumentöpfen ausgeschmückten Innenhof vermittelte. Und wie manches Liebespaar hatte er beim Durchstreifen all seiner engen, gewundenen, alten Straßen und Gäßchen in der seit Jahrhunderten in Sevilla üblichen Art der Stillschau beobachtet: wenn der Jüngling auf der Straße vor dem Hause der Angebeteten wartete. Und hinter dem Eisengitter des Erdgeschossummers erschien dann ein entzückendes Gesichtchen im Schmucke roter Ketten und langbaumelnder Ohrringe!

Jahrelang hatte der Pepe oft solche jungen Liebesleute am Gitterfenster mit einander flüstern und plaudern sehen, bis entweder der Liebhaber und Anbeter zum künftigen Gatten aufrückte und unmittelbar vor der Hochzeit dann auch das Haus der Zukünftigen betreten durfte. Oder bis der Liebste eines Tages vom Fensterbesuch fortblieb, weil er ihrer überdrüssig geworden war —. Ah, wie oft sah der Pepe den Treulosen dann an einem andern Gitterfenster in einer andern Straße stehen, — um dort einer Andern sicherlich ganz dieselben süßen, feurigen Redensarten und Liebesbeteuerungen zuzusprechen! „Der Pepe“ half auch gelegentlich in Liebesnöthen. Denn was hätte die bildhübsche junge Gloria ohne den Pepe angefangen, der drei Mal die Woche Woche droben an der Ecke der vierfachen schmalen Straßenkreuzung stand, während sie gegen den Willen des Vaters, aber mit der Zustimmung der Mutter, ihren Liebsten José am Gitterfenster ihres Erdgeschossummers empfing? Sie wollte und mochte nicht den reichen, schon bejahrten Freier, den ihr Vater ihr ausgelobt! Der José war einer von den schönen, beweglichen, feurigen Jünglingen, wie sie die Sevillaner Mädels mögen, wenn er auch vorläufig in bescheidener Stellung war. Indes das junge Paar am Fenstergitter immer aufs neue Schwüre unverbrüchlicher Treue wechselte, und gelegentlich auch im Schatten von des José's taktisch zwischen die Gitterstäbe eingeklemmten Hut ein diskretes Küßchen tauschte, schloß Glorias Mutter, die umfangreiche Dona Mercedes am kühlen Springbrunnen des Innenhofes nach des Tages Glut in einem Rohrstuhl bereits den Schlaf der Gerechten. Nachte aber der Vater auf der Rückkehr vom Klubhause, so begann der Pepe droben an der Straßenkreuzung ein mächtiges Rasseln mit seinem Schlüsselbund, das die Schlüssel fast der sämtlichen, ihm anvertrauten Häuser hielt, denn wer hatte Lust, die mächtigen Schlüssel von den Türen dieser jahrhundert alten Häuser bei sich zu tragen?

Der Vollmond stieg auf und verdunkelte heute selbst das Meer leuchtender Sterne, die sonst den Nachthimmel Andalusiens gleich einem weitgebreiteten, blauamtnen Mantel der Madonna bestücken. Er lugte neugierig in all das Gewirr gewundener, uralter Gäßchen herein, die so schmal zum Teil waren, daß man nicht mit einem aufgespannten Regenschirm aneinander vorbeikamte, und in denen all die zierlichen, nur einstöckigen Häuschen, in ihrer schlichten, weiß getünchten Außenseite mit den blumengeschmückten Balkons und Gittern da standen wie Schwestern, die sich unter blumenbestückten Festons die Hand reichen. Plötzlich nachten drei schlanke Jünglingsgestalten, Arm in Arm geschlungen, Studenten aus den ersten Semestern, die trotz der verhältnismäßig frühen Nachtstunde schon allzu tief in das goldene Raß des nahen weinstrohen Keres geguht, wie man ihn in zahllosen offenen Weinschenken bot. Ramon und Alfonso hatten ihren Kollegen Luis in die Mitte genommen, im

dunklen Bewußtsein, daß er noch am meisten Halt bot und sie sicher nach ihren Häusern steuern würde. Während die beiden aber weinselig halblaut eine der beliebtesten spanischen vierzeiligen Collas summten, die von den roten Lippen der Liebsten und dem Feuer ihrer Augen schwärmten, brütierte der Luis schelmisch einen teuflischen Plan aus. Er wechselte jetzt einfach Romans und Alfonsos-Schlafstätten, indem er sie in verkehrte Häuser schuf, da beide sich just in einer Straße gegenüber wohnten!

Gesagt, getan. Luis steuerte mit seinen schwankenden Kameraden über den schmuden, kleinen Platz im Bario Santa Cruz, der in der Mitte unter einem schönen, schmiedeeisernen alten Kreuz die Grabstätte des berühmten Sevillaner Malers Murillo barg. Hier war meist — „der Standort“ vom Pepe für die Hilserufe der heimkehrenden Nachtschwärmer für sich öffnende Haustüren. Aber — „der Pepe“ war zum Glück nicht zu sehen! So bogen denn die Drei in ein nahe schmales Gäßchen ein. Luis holte den Müden ihre Schlüssel aus der Tasche, und trug dann jeden einzelnen gerade in dasjenige Haus, das dem richtigen gegenüber lag. Es ging einfacher und schneller als der Luis sich ausgemalt. Der Ramon sank ohne Widerstreben ins Bett, das eigentlich Alfonso gehörte, froh, überhaupt, liegen zu können. Und Alfonso schnarchte fast schon, bis ihm Luis die Beine bis in Ramons Bett nachgehoben hatte. Dann schloß der Luis jede der Gittertüre hinter sich zu, schob die Schlüssel in seine Tasche — und verschwand.

Der Pepe aber stand gerade an der Straßenkreuzung in kleiner Entfernung Wache, als der kritische Moment nahte, da Glorias Vater aus dem Klub heimzukehren pflegte. Da hob er lauschend den Kopf. Klängen nicht Hilserufe in seiner Nähe? Oder vielmehr — rief da nicht immerfort wieder Jemand seinen Namen? Kläglich, bittend, unsäglich ängstlich? Das war sicher keiner der üblichen Nachtschwärmer, der in sein Häuschen Einlaß begehrte! Sofort steuerte der Pepe der Richtung nach. Er brauchte nur in das Parallelgäßchen zu gehen, um aus einem Hause hinter einem Gitterfenster immerfort seinen Namen zu hören. Ei der Tausend, wie kam der Ramon hinter dieses Fenster?

Ja, das wußte Ramon selbst nicht. Er hatte, als plötzlich der Klang einer ungewohnten Zimmeruhr an sein Ohr klang, sich ausgerichtet und sich im Zimmer seines nachbarlichen Freundes wieder gefunden. Sein Versuch, un beobachtet und unbemerkt dann aus dem unrichtigen Hause zu kommen, mißlang, da die Gittertür von außen zugeschlossen war. Vom Freunde Luis fehlte jede Spur. Selbstverständlich suchte der Pepe sofort den zweiten Schlüssel des Hauses, der ihm anvertraut war, von seinem mächtigen Bunde, befreite lautlos Ramon und öffnete Ramons Haustür, da dieser seinen eignen Schlüssel vergeblich bei sich suchte. Wer beschrieb aber ihr Erstaunen, als beide in Ramons Bett bereits Alfonso einquartiert fanden, der seit den Schlaf der Gerechten in fremder Bude weiter schlief? Ohne Anwendung von Gewalt, jedoch mit Eile und Nachdruck machten der Pepe und Ramon dem Aufgerüttelten die Situation klar, der dann eilig, bevor die Nachbarschaft etwas merkte, und bevor Ramon sich vor Alfons heimlich angebotener Schwester lächerlich gemacht hatte, über die Straße in sein richtiges Bett schlüpfte.

Der Pepe aber schritt jetzt mit ungewohnter Eile um die Ecke. In sein rundes, gutmütiges bartloses Vollmondgesicht stieg ein Zug von Besorgnis, denn, nichts Gutes ahnend, hörte er bereits die Stimme zweier Herren im lebhaftesten Disput. Natürlich! Da stand ja der Vater von Gloria, der sich inzwischen dieses Mal, ohne Anmeldung des Pepe, genach hatte und den Anbeter im lebhaftesten Zwiegespräch mit Gloria am Fenstergitter fand! Aber der schöne José blieb sehr ruhig. Er erklärte, daß er Gloria zur Frau wünsche, und daß der Pepe hier dem Vater bezeugen könne, wie gut des José's Verstand gerade hinsichtlich der Nachtschwärmer sei. Schließlich sei es doch netter, ein Plauderstündchen mit der Angebeteten zu halten, anstatt, wie die andern, im Zentrum der Stadt, einen über den Durst zu trinken.

Und da inzwischen die Mutter im Innenhofe von dem Stimmengewirr erwachte, und die schöne Gloria weinend und händeringend im Hintergrund des Innenhofes auf einen tolosalen Krach zwischen Vater und Liebhaber wartete, schmolz des Vaters Widerstand angesichts der vereinigten Bitten der Töchter. Er erlaubte dem José, am andern Abend wegen Rückfrage der Heiratsfrage ins Haus zu kommen, so daß José schier fassungslos vor freudiger Überraschung den braven Pepe dann unter den Arm nahm, mit ihm davon ging und pries, daß das Schicksal durch Pepes Abwesenheit plötzlich alles vor Biegen oder Brechen gestellt und seine latente furchtame Unentschlossenheit zum tadeln Bekennnis gezwungen. Und der Pepe dachte still, daß letzten Endes dieser Studentenstreich ungewollt dieses Gute gezeitigt hatte!

König des Äthers.

Von Andreas Zeiter.

Es geschah in der letzten Zeit mehrfach, daß berühmte Künstler bei der Ausübung ihres reizvollen und mühseligen Berufes durch einen Unfall in Gefahr gerieten, der Schaulust des Publikums das Leben opfern zu müssen. Sie stürzten ab in einem Augenblick, der durch die bestirrende Eleganz des Gezeigten die kunstvolle Mähelosigkeit vortäuschten sollte, die den Zuschauenden reizt. In den Berichten, die den Ereignissen in den Zeitungen gewidmet wurden, war die Rede von einer heftigen Erregung, die sich des Publikums bemächtigt habe. Hin und wieder hielten die Berichterstatter es für angebracht, von einer Panik zu sprechen, die ausgebrochen und nicht ohne Folgen geblieben sei. Aus den Einzelheiten, in denen sich das Unglück nach ihrer Aussage vielfältig habe, war zu schließen, daß die Besucher, auf nichts weniger vorbereitet gewesen sein müssen als auf ein überraschendes Verlangen des einen oder anderen Künstlers. Es spricht außerordentlich für die Kunst dieser Menschen, die gewöhnt sind, ihr Leben täglich mehrfach aufs Spiel zu setzen, daß sie die Atmosphäre unbedingter Sicherheit so vollkommen um sich zu verbreiten und Gedanken an die Möglichkeiten eines reisenden Seils oder einer verfehlenden Hand weit hinten zu drängen wissen. Zweifellos bedürfen sie selbst in den heiklen Situationen, die sie sich wählen, des Glaubens, daß ihnen nichts passieren könne. Auch ihre Leistung nährt sich wie die Sensationsgier des Publikums vom Unfall als Trid, der hier wie da, oben am Trapez und unten auf den Plätzen die Spannung in einer angenehmen Weise löst, die weder durch eine zu heftige Erschütterung noch durch eine große Enttäuschung am Ganzen etwas verdirbt.

Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines überraschenden Absturzes, dem ich vor Jahren während der Eröffnungsvorstellung des „Victoria“, eines luxuriösen Etablissements in Birmingham, beizuohnte. Meine Tätigkeit bestand zu jener Zeit darin, einem kraushaft temperamentvollem Ungarn, der unter dem Namen eines „Königs des Äthers“ dem Publikum merkwürdige und unterhaltende elektrische Entladungsercheinungen auf der Bühne demonstrierte, die Apparate in Ordnung zu halten. Er hätte nie vermocht, die Spulen, Widerstände und Transformator, mit denen er arbeitete, einer sachgemäßen Kontrolle zu unterziehen. Seine physikalischen Kenntnisse waren auf diesem Gebiete so primitiv, wie man es von einem Offizier der Vorkriegszeit nur erwarten kann. Durch eine Spionageaffäre im Kriege zur Flucht gezwungen, geriet er zufällig unter die Artisten, als in Palvaraiso die Instrumente eines Australiers, der 1915 an der französischen Front gefallen war, vorteilhaft zum Verkauf standen. Szegyn, der sich von da an Bronnavorro nannte, erwartete sie und wurde reich und berühmt. Als ich in Boston zu ihm stieß, wo ich im Columbia-Theater als Elektro-Monteur bis zu dem entsetzlichen Tode Ben Allans von den Allan Brothers beschäftigt war, der dessen polizeiliche Schließung nach sich zog, begann Bronnavorro eine Attraktion zu zeigen, die seinen Namen allen Hauptstädten der Welt geläufig machte und schließlich auch seinen unerwarteten Tod herbeiführte. Sie verlegte einen Vorgang, der auf der Straße den Charakter eines folgenschweren, Menschenleben gefährdenden Unfalls annehmen pflegt, auf die Bühne des Varietés. Bronnavorro übernahm ganz plötzlich und ohne hinweisende Antündigung die Rolle eines ahnungslosen Passanten, dem unvermittelt die Oberleitung der Straßenbahn auf die Schulter fällt, sodaß sein Körper die Verbindung zwischen ihr und den Schienen schließt. Nur war, um den Ansprüchen des Publikums auf sichtbare Gefahren entgegenzukommen, die Anordnung seiner Apparate eine andere. Auf einer Leiter stehend, um einen widerstandsfähigen Draht einzufangen, also gleichsam in einer Pause zwischen seinen einzelnen Nummern, mußte Bronnavorro plötzlich durch eine scheinbare Ungeschicklichkeit mit einem weit hörbaren, entsetzten Schrei poltern in sie hineingeraten und eine Kette lärmender, von zischenden Dämpfen begleiteter Entladungen verursachen, die das erschrockene Publikum in den Glauben versetzten, das entsetzliche Unglück sei durch die kleine Unvorsichtigkeit geschehen. Aber schon nach wenigen Sekunden, die regelmäßig mit erregten Rufen nach einem Arzt, der Polizei und der Feuerwehr ausgefüllt waren, pflegte Bronnavorro aus den Rauchschwaden zu treten, durchaus nicht tot, sondern mit einer vorwurfsvollen Lebendigkeit an die Rampe zu eilen: „Pardon! Pardon! — Aber ich bitte sie! Mir passiert doch nichts!“ Die Zuhörer lachten in beschämter Vollkommenheit trocken auf und Bronnavorro schied sich an, den zappelnden Draht endgültig zu befestigen.

Sein geräuschvoller täglicher Unfall war nicht weniger Trid als jener oft gezeigte vergebliche Sprung eines Clowns nach dem Trapez, nachdem er sich mit seiner Hufe am Boden festgehalten hat. . . . Trotzdem verfiel er ihm.

Eines Tages, als die schreckensverbreitende Szene vorüber war und ich bereits die Schallungen für die nächste Nummer vorgenommen hatte, gesiel es ihm, den unglücklichen Draht,

der seinen Händen den Strom zuführte, nicht sachgemäß und vorsichtig in Ordnung zu bringen, sondern auch den zweiten Aufenthalt auf der Leiter zu Kapriolen zu benutzen, die nicht vorgesehen waren. Mag in ihm die Versuchung aufgestiegen sein, die Behauptung, die er dem Publikum eben entgegengestellt hatte, sich selbst zu beweisen, mochte ihm die bewusste Täuschung, die er seit Jahren mit klingendem Erfolg betrieb, widerwärtig geworden sein oder ein Gefühl der Angst oder des Triumphes, in das der Vorgang ihn gesteigert hatte, seine Unbesonnenheit verursachen — gleichviel! Mit eitriger Grazie, das Gesicht voll lächelnder Verschmittheit dem Zuschauerraum zugewandt, tolettierte er plötzlich mit der Gefahr und berührte mit dem Fuß die zunächststehende meterhohe Spule. Augenblicklich schlug der Strom durch seinen Körper und riß ihn in heftigen Zuckungen hin und her. Daß ich zum Schaltbrett stürzte und die Hebel herumwarf, bewirkte nur, daß er, erschlaft, in ein leiseres Pendeln geriet.

Obgleich der Vorhang sich sofort schloß, drang in den Zuschauerraum ein wenig vom Geruch verengter Haut und half die Panik vergrößern.

Als ich nach Stunden auf die Straße trat, flammte auf dem Fißt noch die Leuchtschrift. Der König des Äthers! Ich hatte sein letztes Gesicht gesehen. Es war das des unglücklichen Oberleutnant Szegyn.

Das Geheimnis der Insel Ferdinandea.

Skizze von Wolf Gernot.

Auf der Insel Sizilien erzählen die Fischer und Weinbauern eine Legende von der Insel Ferdinandea. Sie hat den Reiz des Geheimnisvollen, denn ein einfaches, elementares menschliches Gefühl verknüpft sich darin mit einem Naturereignis von ganz einmaliger Artung.

Auf Pantelleria, einer der kleinen Inseln südlich von Sizilien, lebte vor hundert Jahren ein junger Fischer Giovanni Grasso, der eine hoffnungslose Neigung zu dem schönsten Mädchen der Insel, zu Caterinella, hegte. Sie sah ihn nicht an, sie wollte nichts von ihm wissen. Vergebens redeten die Freunde dem jungen Giovanni zu, daß er das Mädchen vergessen solle. Leicht würde er unter den anderen ein Herz für sich erobern können. Giovanni hörte nicht darauf, für ihn gab es nur die eine einzige auf der Welt, sein ganzes Leben hing nur an Caterinella.

Eines Tages sprach er zu ihr: „Caterinella, ich brenne vor Liebe nach dir und du achtest meiner nicht. Wie groß meine Liebe ist, dafür will ich dir einen Beweis bringen. Ich, ich allein werde dort drüben auf der Insel Ferdinandea nach den leuchtenden Diamanten suchen, die von dort jede Nacht so wunderbar herüberglänzen. Dir will ich sie schenken.“

Das Mädchen hob nur die Schultern und antwortete nicht. Giovanni, der Fischer, aber wandte sich zum Meer, Leidenschaft und Zorn in den Augen. Er sprang ins Boot und stieß ab. Vergebens riefen die Freunde dem Rasenden nach. Ihn schreckten nicht die jügelnden Flammen, die schon seit Tagen über der geheimnisvollen Insel aufsprangen. Man sah, wie er drüben landete, über die Lavablöcke kletterte. . . . Zuletzt stand er auf einer Fels Spitze, Wolken von Rauch und Feuer hüllten ihn ein, verschlangen ihn. Dann verlor sich alles in den aufschäumenden Wogen des Mittelmeeres.

Ein Volksmärchen. Es enthält die Erinnerung an eine Insel, nach der man vergebens die Landkarte absuchen wird. Denn Ferdinandea, die Vulkaninsel zwischen Pantelleria und Sciacca, ist im Meere verschwunden wie der Kratatau im Malayischen Meere. Nur fünf Monate hatte die Insel bestanden. Im Juli 1831 war sie aufgetaucht, nachdem zuvor ein Erd- und Seebeben die Menschen auf Sizilien in Angst und Schrecken versetzt hatte. Es war ein Nachmittag, wo die Fischer von Sciacca sich aus ihren Häusern an den Strand gerettet hatten. Da erzitterte der Spiegel des blauen Meeres und rötete sich. Dort, wo die Korallenbank lag. Eine ungeheure Wasserfäule stieg urplötzlich steil empor, 40, 50 Meter hoch, dann zerfiel sie in einem weißen Schaum, und als dieser niedergerauscht war, kamen Flammen aus dem Wasser und Lavablöcke stiegen gen Himmel.

Das dauerte nur wenige Augenblicke, und als Flammen und Rauch und Wolken und Schaum sich senkten, da lag vor den Blicken der Fischer der gewaltige Krater eines Vulkans.

Nach und nach stiegen neben dem Mittelkrater noch zwei weitere Hügel auf, von denen der östliche nahezu 200 Meter Höhe erreichte. Nach Ferdinand I., König beider Sizilien, wurde sie getauft. Aber schon in den ersten Tagen des Monats Dezember des gleichen Jahres verschwand die Insel wieder in den aufstochenden Wellen — wie ein Schiff, das untergeht.